
Adam Smith (1723–1790): Unparteiischer Beobachter und Erfinder

Heinz D. Kurz

I.

„Wie kann man nur einen, der so übergeschnappt ist wie der, frei herumlaufen lassen!“ Diese ihm geltende, im Vorbeispazieren aufgeschnappte Bemerkung eines Edinburger Marktweibes pflegte er mit größtem Vergnügen im Freundeskreis zum besten zu geben. Schließlich besaß er zum Zeitpunkt der Begebenheit bereits die Antwort auf die gestellte Frage. Als Frucht langen Nachdenkens hatte er zu Papier gebracht: „Beseitigt man alle Systeme der Begünstigung und Beschränkung, so stellt sich von selbst das einleuchtende und einfache System der natürlichen Freiheit ein. Solange der einzelne nicht gegen die Gesetze der Gerechtigkeit verstößt, läßt man ihm völlige Freiheit, sein Interesse in der ihm genehmen Weise zu verfolgen.“ Tut er dies, so befördere er, ohne es zu beabsichtigen und ohne es zu wissen, wie von „unsichtbarer Hand“ gelenkt, das Gesamtinteresse der Gesellschaft. Die Rede ist von Adam Smith und die Antwort, die ihm Ruhm und Ehre eingetragen hat, findet sich im *Wealth of Nations*; der Name seiner Gegenspielerin ist nicht überliefert.

Adam Smith muß auf seine Zeitgenossen großen Eindruck gemacht haben. Als Kind soll er von vorbeiziehenden Zigeunern entführt, aber angesichts seines schwächlichen Körpers, der ein unerklärlich lautes Organ beherbergte, bereits nach Stunden wieder freigelassen worden sein. Im reifen Mannesalter beeindruckte er nicht zuletzt durch seinen Gang, von einem Freund als „wurmartig“ beschrieben, und seine kaum zu übertreffende Geistesabwesenheit. Mit dem Kopf die gewohnte, mäandernde Bahn ziehend, soll er einmal während eines Spazierganges, in ein Gespräch vertieft, in eine Gerbergrube gefallen sein. Ein andermal soll er sich und einem Gast aus Brot und Butter ein Getränk gebraut haben, das er als die scheußlichste Tasse Tee, die er je

getrunken habe, bezeichnete. Einer seiner liebsten Gesprächspartner war er selbst.

In seinem anderen großen Werk, der *Theory of Moral Sentiments*, heißt es, der vollkommen tugendhafte Mensch zeichne sich durch Selbstbeherrschung, Klugheit, Gerechtigkeit und Wohlwollen aus. Smith muß diesem Ideal nach allem, was wir über ihn wissen, recht nahe gekommen sein. Er führte ein bescheidenes und zölibatäres Leben; die einzige Frau, die darin eine bedeutende Rolle spielte, war seine Mutter. Er war liebenswert und hilfsbereit; größere Summen seines ansehnlichen Einkommens hat er Armen vermacht. Seinen beruflichen Pflichten kam er mit größter Gewissenhaftigkeit nach. Als akademischer Lehrer gelang es ihm wie kaum einem anderen, seine Hörer zu fesseln. Er war ein Büchernarr, von beinahe enzyklopädischem Wissen. Intellektuelle, wissenschaftliche Arbeit bereitete ihm mehr Vergnügen als alles andere. Sie stillte seine Neugier und brachte Ordnung und Zusammenhang in die Vorstellung von der Welt und schließlich in die Welt selbst, wie man damals noch glauben durfte. Er war ein Bewunderer Newtons und machte reichlichen Gebrauch von mechanischen Analogien. „In einem bestimmten abstrakten und philosophischen Licht betrachtet, erscheint die menschliche Gesellschaft als große, gewaltige Maschine.“ Aber es ist wohlgemerkt das philosophische System bzw. die Reflektion des Gegenstands in ihm, und nicht der Gegenstand selbst, das einer Maschine ähnelt, „erfunden, um in der Phantasie jene verschiedenen Bewegungen und Effekte miteinander zu verbinden, die in der Wirklichkeit bereits vollzogen werden“.

Die Aufgabe des Philosophen und Wissenschaftlers, so Smith, bestehe „nicht darin, etwas zu tun, sondern darin, alles zu beobachten.“ Als „Mann der Spekulation“ gelinge es ihm, Zusammenhänge zwischen den entferntesten und unterschiedlichsten, dem flüchtigen Betrachter als gänzlich unverbunden erscheinenden Dingen herzustellen. Idealiter verkörpere er Wahrheitsliebe und Erfindungsgabe. In seinen Arbeiten über die Methode der Wissenschaft und die Geschichte einzelner Disziplinen betont Smith wiederholt das subjektive Moment. Nichts deutet darauf hin, daß er der Auffassung war, sein eigenes System enthalte letzte, ewige Wahrheiten. Wohl aber war er davon überzeugt, wie es einer Passage über die im damaligen Frankreich dominierende physiokratische Doktrin zu entnehmen ist, daß sein System der politischen Ökonomie von allen bis dahin bekannten der Wahrheit am nächsten kam.

Für die Richtigkeit dieser Einschätzung spricht einiges – nicht zuletzt der Umstand, daß Smith sein literarisches Netz weit ausgeworfen hatte und alles, was er an Brauchbarem bei anderen Autoren fand, verwertete. Ihm ist deshalb verschiedentlich Eklektizismus und Mangel an Originalität vorgeworfen worden. In diesem Vorwurf steckt zwar ein Korn Wahrheit, aber er geht am Kern der Sache vorbei. Smiths Leistung besteht in dreierlei: Zum einen verdanken wir dem Schotten auf mehreren Feldern neue Erkenntnisse oder zumindest stimulierende Ideen, zum anderen die präzisere Fassung bereits bekannter Aussagen.

Schließlich, und am wichtigsten, gelang es ihm wie keinem Autor davor, die diversen Aspekte miteinander zu verweben und eine Gesamtvision von der Funktionsweise und Dynamik des sozioökonomischen Systems zu entwerfen. Kein geringerer als Karl Marx, ansonsten einer seiner schärfsten Kritiker, sieht in Smith neben David Ricardo den besten Repräsentanten der klassischen politischen Ökonomie. Letztere erforsche „den innern Zusammenhang der bürgerlichen Produktionsverhältnisse – im Gegensatz zur Vulgärökonomie, die sich nur innerhalb des scheinbaren Zusammenhangs herumtreibt.“

II

Der unparteiische Beobachter und Erfinder Adam Smith wird im Jahr 1723 im kleinen schottischen Ort Kirkcaldy am Fifth of Forth, gegenüber Edinburgh, geboren. Sein genaues Geburtsdatum ist ungewiß; bekannt ist, daß er am 5. Juni getauft wird. Nach dem Besuch der lokalen Schule immatrikuliert er sich 1737 an der Universität Glasgow. Am stärksten beeindruckt zeigt er sich von dem Moralphilosophen Francis Hutcheson (1694–1746), einem der führenden Köpfe der schottischen Aufklärung. 1740 geht Smith mit einem Stipendium an die Universität Oxford, die ihn sehr enttäuscht. Oxford ist für ihn nichts weiter als einer jener Orte der Gelehrsamkeit, an dem „gescheiterte Gedankengebäude und längst überwundene Auffassungen Schutz und Schirm fanden“. Der geistigen Enge der Universität versucht er sich durch eifriges Selbststudium zu entziehen. Unter anderem ist überliefert, daß er zum Mißfallen seiner Lehrer David Humes (1711–1776) im Jahr 1739 erschienenenes Werk *A Treatise of Human Nature* durcharbeitet. Das Buch wird konfisziert; es gilt als atheistisch und die Moral zersetzend. Mit Hume wird ihn später eine lebenslange Freundschaft verbinden.

1746 kehrt Smith nach Kirkcaldy zurück. 1748 beginnt er, ermuntert und unterstützt von einem Kreis von Gönnern, in Edinburgh Vorlesungen über Rhetorik, Literatur und schließlich auch Jurisprudenz zu halten. Sein Erfolg als Lehrer spricht sich herum. 1750 wird ihm die Professur für Logik an der Universität Glasgow angetragen; Smith nimmt an. 1752 wechselt er auf den Lehrstuhl für Moralphilosophie, den früher Hutcheson innegehabt hat. Sein Vorlesungszyklus behandelt Natürliche Theologie, Ethik, Jurisprudenz und Ökonomik. Zu Smiths Zeiten ist am Glasgower College u. a. James Watt tätig, der 1765 mit seiner Erfindung einer wesentlich verbesserten Dampfmaschine zu einem Wegbereiter der Industriellen Revolution werden sollte.

Im Jahr 1759 veröffentlicht Smith sein erstes Hauptwerk, *The Theory of Moral Sentiments* (TMS). Es verschafft ihm in kurzer Zeit hohes Ansehen nicht nur in Großbritannien, sondern auch auf dem Kontinent. Die erste deutsche Übersetzung erscheint 1770. Der Stiefvater des jungen Herzogs von Buccleuch ist von Person und Werk so beeindruckt, daß er Smith die Position eines Privatlehrers anbietet. Smith akzeptiert und legt zu Beginn des Jahres 1764 seine akademischen

Ämter nieder. Im gleichen Jahr tritt er mit dem ihm anvertrauten Zögling eine über zwei Jahre dauernde Frankreichreise an – die *grand tour*, fester Bestandteil der Erziehung von Sprößlingen der englischen Oberschicht. Smith lernt maßgebende Vertreter der französischen Aufklärung kennen. Er trifft auf Voltaire, Diderot, d'Alembert, Holbach und Helvetius und hat engen Kontakt zu den führenden Köpfen der in ihrer Blüte stehenden physiokratischen Schule, allen voran François Quesnay, Arzt am Hof des Königs, und Turgot, dem späteren Finanzminister Ludwigs XVI. Der Aufenthalt in Paris kommt im Herbst 1766 zu einem jähen Ende, als der jüngere Bruder des Herzogs unerwartet stirbt.

Smith kehrt zurück nach London und reist im Frühjahr 1767 in seine schottische Heimat weiter. Sein Einkommen als Privatlehrer wird ihm als Leibrente weitergezahlt und macht ihn finanziell unabhängig. Die folgenden Jahre arbeitet er mit nur geringer Unterbrechung an seinem *magnum opus*: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* (WN). Die Arbeit geht schleppend voran. Einer der Gründe für die Verzögerung der Fertigstellung des Werks ist der in seine entscheidende Phase tretende amerikanische Unabhängigkeitskrieg. Smith sieht sich veranlaßt, das Verhältnis von Mutterland und Kolonien neu zu überdenken. Schließlich ist es soweit: Der WN erscheint am 9. März 1776 in London. Der Erfolg ist überwältigend. Bereits nach wenigen Monaten ist die erste Auflage vergriffen und der Autor überschüttet mit Lob und Anerkennung. Einer seiner Freunde schreibt ihm: „Dein Werk verdiente es, zum Handelsgesetzbuch der Nationen zu werden, und ich bin überzeugt, daß es das bis zu einem gewissen Grad auch werden wird.“ Ein anderer: „Es trifft zu, Du hast die Kirche, die Universitäten und die Handeltreibenden herausgefordert. Ich bin bereit, gegen sie alle an Deiner Seite zu stehen.“ Eine erste deutsche Übersetzung des WN wird 1776–1778 herausgebracht.

Welch beherrschenden Einfluß Smith auf die Diskussion im damaligen Großbritannien ausübt, mag an zwei Beispielen verdeutlicht werden. Nur neun Jahre zuvor hatte der Spätmerkantilist James Stuart (1713–1780) ein gewaltiges Opus zur politischen Ökonomie veröffentlicht. Nach Publikation des WN stellt er mit trockenem Humor fest, daß ein Buch von gleicher Länge über seinen verstorbenen Hund vermutlich nicht weniger Interesse auf sich gezogen hätte wie seine *Political Oeconomy*. Und als Smith im Jahr 1787 erstmals mit William Pitt dem Jüngeren, der 1783 mit vierundzwanzig Jahren britischer Premierminister geworden ist, in London zusammentrifft, bezeichnet sich dieser samt den anwesenden Mitgliedern seines Kabinetts als bloße „Schüler“ von Smith.

Die Arbeit am WN hat Smith viel Kraft gekostet. Seine Gesundheit ist angegriffen. Gleichwohl trägt er sich noch mit großen literarischen Plänen, so einer Geschichte der Philosophie und Literatur, einer Theorie und Geschichte des Rechts und der Regierungsformen sowie einer Analyse der nachahmenden Künste. Seine Vorhaben werden jedoch zurückgestellt, als er sich 1778 dazu entschließt, den ihm angebotenen,

lukrativen Posten eines Zollkommissars von Schottland anzutreten. Die ihm verbleibende Zeit nutzt er vorwiegend zur Arbeit an Neuauflagen seiner beiden Hauptwerke.

Smith ist es nicht mehr vergönnt, seine schriftstellerischen Pläne zu verwirklichen. Er stirbt am 17. Juli 1790 in Edinburgh. Wenige Tage vor seinem Tod bittet er seine Freunde Joseph Black und James Hutton, seine umfänglichen Vorarbeiten zu den genannten Projekten und sonstigen Manuskripte zu verbrennen. Hunderte von Seiten, kompiliert in sechzehn Bänden, sollen vor seinen Augen ein Raub der Flammen geworden sein. Von der Vernichtung sind nur wenige Texte ausgenommen. Sie werden von Black und Hutton 1795 als *Essays on Philosophical Subjects* herausgebracht.

Trotz dieses für die Nachwelt schmerzlichen Verlustes ist das überlieferte Werk Smiths großartig. Wenige andere Werke können sich mit ihm messen. Sein Autor, bekannt als sprachgewaltiger Verfechter der segensreichen Wirkungen der Arbeitsteilung, erweist sich darin als *homo universalis* der Gesellschaftswissenschaften: Moralphilosoph, Sprach- und Literaturwissenschaftler, politischer Ökonom, Soziologe, Wirtschafts- und Sozialhistoriker, Rechtstheoretiker, Geschichtsphilosoph und Kunsttheoretiker in einer Person. Geschrieben hat er zudem u. a. über Astronomie, Physik, Logik und Metaphysik.

III

Grundlage der Smithschen Gesellschaftstheorie ist die in der *TMS* im Rahmen eines Diskurses über Ethik entfaltete philosophische Anthropologie. Im Kern geht es um die alte Frage nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur und ihrer Eignung für ein Leben in Gesellschaft. Smith zufolge bedarf es keiner allmächtigen kirchlichen oder weltlichen Macht, die mit eisener Faust die Leidenschaften des Menschen in Zaum hält. Vielmehr habe eine gütige Vorsehung Vorkehrungen dafür getroffen, daß der Mensch seinen Affekten im allgemeinen selbst Schranken setzt. „Für wie selbstsüchtig man den Menschen auch halten mag, in seiner Natur finden sich offenbar Züge, die ihm das Geschick anderer angelegen sein lassen.“ Die Hobbessche Spekulation, daß ohne *Leviathan*, König der Kinder des Stolzes und sterblicher Gott, ohne die unbegrenzte Macht eines Souveräns, ein Rückfall in den Naturzustand und damit den Kampf *omnium contra omnes* unausweichlich sei, wird von Smith zurückgewiesen; sie beruhe auf einer Fehleinschätzung der menschlichen Natur.

Smiths Argument, in dessen Zentrum das Konzept der *Sympathie* steht, läßt sich wie folgt kurz zusammenfassen. Unter Sympathie ist die Fähigkeit des Menschen zu verstehen, die Motive und Handlungen anderer Personen zu beurteilen, indem er sich gedanklich in ihre Lage versetzt und fragt, wie er sich an ihrer Stelle verhalten würde. Dies betrifft insbesondere auch Handlungen, die Folgen für Dritte haben. In diesem Fall bezieht sich das Urteil des Betrachters, des *spectators*,

bezüglich der Billigkeit oder Unbilligkeit von Handlungen sowohl auf die Aktion als auch die dadurch ausgelöste Reaktion. Über die intrapsychische Reflektion, die hypothetische Teilung in zwei Personen – Betrachter bzw. Richter einerseits sowie Akteur, dessen Verhalten geprüft wird, andererseits – kommt es zur Bildung moralischer Urteile und zur Einübung sozialen Verhaltens. Dieser Prozeß ist vor dem Hintergrund folgender Disposition des Menschen zu sehen: „Als die Natur den Menschen für die Gesellschaft formte, stattete sie ihn mit einem ursprünglichen Wunsch aus, zu gefallen, und einer ursprünglichen Abneigung, seinen Mitmenschen zu mißfallen.“

Die genannten Dispositionen reichen jedoch noch nicht hin, um ein genügendes Maß an Selbstkontrolle zu gewährleisten, und zwar vor allem aus zwei Gründen. Zum einen kann nicht davon ausgegangen werden, daß dem Betrachter des Verhaltens anderer Personen deren Motive wohlbekannt sind oder auch nur sein können. Zum anderen: Trifft es nicht zu, daß der Mensch als eigennütziges Wesen voreingenommen ist, sobald es um die Beurteilung seiner eigenen Handlungen geht?

Smith löst das Problem der mangelhaften Information kombiniert mit Parteilichkeit unter Verweis auf die Bedeutung menschlicher Kommunikation und Verständigung und die zentrale Rolle der Instanz des idealen, unparteiischen Betrachters, des *Impartial Spectator*, bei der Bildung moralischer Urteile. Tatsächlich, so sein Argument, neigen wir dazu, uns zu fragen, zu welchem Schluß ein über unsere Motive vollständig informierter und überdies unvoreingenommener Betrachter bezüglich unseres Verhaltens gelangen würde, und richten unser eigenes Urteil daran aus. Wir hören auf die Stimme der „Vernunft, des Prinzips, des Gewissens, des Bewohners unserer Brust, des Wesens in uns, des großen Richters und Unparteiischen unserer Lebensführung.“ Wann immer wir mit unseren Taten das Glück anderer beeinträchtigen, erinnert uns die innere Stimme daran, „daß ein jeder von uns nur einer von vielen ist und in keiner Hinsicht besser als die anderen.“ Unser Wunsch zu gefallen und anerkannt zu werden ist daher nicht bloß eitel: Unserem Streben nach Lob liegt ein Streben danach, *lobenswert* zu sein, zugrunde. Der Substanz nach besteht Smiths ethische Doktrin aus einer Kreuzung stoischer mit christlichen Tugenden.

Die Fähigkeit des Menschen, aus partikulären Erfahrungen durch Abstraktion generelle Verhaltensnormen zu gewinnen und diese zu kommunizieren, führt schließlich zur Herausbildung allgemeiner Regeln der Moralität. Trotz der skizzierten Neigung der Menschen zur Selbstkontrolle weiß Smith sehr wohl die Rolle eines Rechtssystems als Vorbedingung sozialer Ordnung zu schätzen. Ein derartiges System habe insbesondere die geltenden Gerechtigkeitsvorstellungen zum Ausdruck zu bringen und sei von der Regierung bzw. den Gerichten durchzusetzen.

Als Resultat gesellschaftlicher Interaktion und der dabei gesammelten Erfahrungen sind die Moralvorstellungen nicht unabhängig von Raum und Zeit. Erfahrungsgemäß unterliegen sie in Abhängigkeit von

den sich wandelnden sozioökonomischen Verhältnissen selbst einem mehr oder weniger großen Wandel. Smith thematisiert diesen Aspekt in seiner Vier-Stadien-Theorie der geschichtlichen Evolution menschlicher Gesellschaft (Jäger und Sammler, Viehzüchter, Ackerbauern, Handeltreibende). Seine besondere Aufmerksamkeit gilt der unterschiedlichen Bedeutung des Privateigentums und seiner ungleichen Verteilung in den vier Stadien sowie der Rolle des Staates als Einrichtung zu dessen Schutz.

Die Erklärung und bis zu einem gewissen Grad auch Legitimierung der mit dem Heraufkommen der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung verbundenen fundamentalen Umwertung tradierter Werte ist eines der Hauptanliegen Smiths. Dies betrifft insbesondere seinen Versuch der ethischen Neubestimmung der Chrematistik bzw. des Profitmotivs.

Die Antwort ist wiederum der (wohlverstandenen) Natur des Menschen zu entnehmen. Vor allem zwei Dispositionen sind es, die Smith in diesem Zusammenhang ins Spiel bringt. Zum einen sei allen Menschen der Wunsch zu eigen, „ihre Lebensbedingungen zu verbessern – ein Verlangen, das uns vom Mutterschoß an begleitet und bis zum Grab nicht mehr verläßt.“ Das am häufigsten gewählte Mittel zur Erreichung „dieses großen Zwecks des menschlichen Lebens“ bestehe in der Mehrung des Vermögens durch Sparsamkeit. Zum anderen weise der Mensch als vernunft- und sprachbegabtes Wesen eine ursprüngliche „Neigung zum Tausch und Handel“ auf; ihm sei, wie es ein Autor formuliert hat, eine Kontraktlogik angeboren. „Jedermann lebt durch Tausch bzw. wird bis zu einem gewissen Grad zum Händler (*merchant*),“ England sei „eine Nation von Ladenbesitzern (*shopkeepers*).“ Die bürgerliche Gesellschaft, in der der Bereicherungstrieb ausgelebt und so gut wie alles und jedes zur Ware wird, bringe als *commercial society* nur die angeborenen menschlichen Eigenschaften zum Ausdruck. Der antichrematistische Zug der aristotelischen und scholastischen Ethik beruhe auf einem Mißverständnis der wahren Natur des Menschen.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß Smith zufolge derjenige, der in der Jagd nach Reichtum den Schlüssel zu einem wahrhaft guten Leben, zum Glück auf Erden, sieht, letztlich einer Täuschung unterliegt. „Aber“, heißt es weiter „es ist gut, daß die Natur uns in dieser Weise betrügt. Denn diese Täuschung ist es, die den Fleiß der Menschen weckt und in steter Bewegung hält.“

IV

Die von Smith im WN analysierte Gesellschaft ist eine Drei-Klassen-Gesellschaft. Über die Grundherren (*landlords*) weiß Smith wenig Erfreuliches zu sagen. „Sie ernten, wo sie nie gesät haben“, und verlangen für die Nutzung des Bodens eine Art Monopoltribut: die Grundrente. Bei ihr handelt es sich um Besitzeinkommen pur – um

einen ersten Abzug vom Ertrag der gesellschaftlichen Arbeit. Aber auch die von den Grundherren im großen und ganzen praktizierte Art der Einkommensverwendung findet Smiths Mißbilligung: Statt zu sparen und in Bodenmelioration zu investieren, verprassen sie in feudaler Manier die Rente und vereiteln damit Chancen für Wachstum und Entwicklung.

Bezüglich der aufstrebenden Klasse der Geld-, Handels- und Industriekapitalisten (*capitalists*) ist Smiths Meinung ambivalent. Einerseits sieht er in ihnen die eigentlichen Triebkräfte des ökonomischen und gesellschaftlichen Fortschritts. Andererseits warnt er vor ihrer Selbstsucht. Insbesondere der Gesetzgeber müsse sich hüten, ihnen zuviel Gehör zu schenken. Die von ihnen stammenden Vorschläge „kommen von einer Gruppe von Menschen, deren Interesse niemals genau mit dem öffentlichen Interesse übereinstimmt, und die im allgemeinen ein Interesse daran haben, die Öffentlichkeit zu täuschen und zu unterdrücken und diese bereits bei mehreren Gelegenheiten getäuscht und unterdrückt haben“. Und speziell mit Bezug auf Konflikte zwischen Unternehmern (*masters*) und Arbeitern (*workmen*) schreibt er: „Wann immer der Gesetzgeber die Gegensätze zwischen Unternehmern und ihren Arbeitern zu regeln versucht, sind seine Ratgeber immer die Unternehmer. Fällt die Regelung daher zugunsten der Arbeiter aus, so ist sie gerecht und billig; aber es ist manchmal anders, wenn sie die Unternehmer begünstigt.“

Hinsichtlich des Einkommens der Kapitaleigner, des Profits, räumt Smith mit der gängigen Vorstellung auf, es handele sich dabei um eine Art Unternehmerlohn. Tatsächlich stelle der Kapitalprofit „etwas völlig anderes dar“ und werde unter den Bedingungen freier Konkurrenz „ganz und gar durch den Wert des angelegten Kapitals bestimmt und ist im Verhältnis zum Umfang dieses Kapitals größer oder kleiner“. Bei der angesprochenen Tendenz zum intersektoralen Ausgleich der Profitrate handelt es sich um einen Fixpunkt der gesamten folgenden ökonomischen Theoriebildung.

Kapitalprofit ist also gleich der Grundrente Besitzeinkommen und basiert wie diese auf einem Abzug vom Ertrag der Arbeitenden. Aber anders als im Fall der Grundrente ist der zur Debatte stehende Besitz, das Kapital, das Ergebnis eines sozial nützlichen Verhaltens: des Sparens und Akkumulierens. Und der Profit ist seinerseits die Hauptquelle weiterer Kapitalakkumulation mit dem Ziel noch größerer Profite. „Der Profit ist Stachel wie Treiber der Akkumulation“, liest man bei einem späteren Autor. Den Kapitaleignern kommt der Smithschen Sicht zufolge vor allem wegen ihrer Art der Einkommensverwendung die nützliche Rolle zu, über die Anhäufung von Kapital den nationalen Wohlstand zu mehren, an dem alle, auch die Arbeiter, teilhaben.

Die Arbeiter (*workerers*) bilden die dritte und zahlenmäßig bei weitem größte Klasse. Smiths Aufmerksamkeit gilt vor allem ihrem Schicksal. Denn worin sollte der Beweis für die Überlegenheit der modernen, kapitalistischen Gesellschaft gegenüber anderen sozialen Organisa-

tionsformen bestehen, wenn nicht in einer Verbesserung der Lage der sich abrackernden Armen (*the labouring poor*)?

Die Quelle allen Reichtums ist produktive menschliche Arbeit – nicht der Handel, wie die Merkantilisten behaupteten, und auch nicht die Natur, wie die Physiokraten. Aller nationale Wohlstand ist das Produkt des Fleißes und der Geschicklichkeit der Arbeitenden. Doch obgleich es ihnen zu verdanken ist, was an Gütern und Leistungen während eines Jahres erzeugt wird, ist ihre eigene Situation eher beklagenswert. Außer ihrer Arbeitskraft besitzen sie (fast) nichts. Ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum hängt daher davon ab, ob und zu welchem Preis sie das einzige, was sie besitzen, verkaufen können – ob sie Beschäftigung finden und zu welchem Lohn. „Das Eigentum, welches jeder Mann an seiner eigenen Arbeit besitzt, ist das am meisten geheiligte und unverletzliche, da es die ursprüngliche Quelle jeden anderen Eigentums ist. Das Erbe eines armen Mannes liegt in der Stärke und Geschicklichkeit seiner Hände, und ihn davon abzuhalten, diese Stärke und Geschicklichkeit anzuwenden, ist eine klare Verletzung dieses am meisten geheiligten Eigentums.“ Zu zeigen ist somit, daß die *commercial society* genügend Beschäftigungsmöglichkeiten bei ausreichend hohen und steigenden Lohnsätzen bereitstellt. Wie begründet Smith die fragliche Fähigkeit des Systems?

Was Smith für am wichtigsten hält, erörtert er in seinen beiden Hauptwerken jeweils gleich im ersten Kapitel. In der *TMS* war es die Sympathie, im *WN* ist es die *Arbeitsteilung*. Letztere ist Dreh- und Angelpunkt seiner Theorie ökonomischer und sozialer Dynamik. Eine zunehmende Teilung der Arbeit mehrt den nationalen Wohlstand, international ist sie der Schlüssel zu einer prosperierenden Weltwirtschaft. Arbeitsteilung ermöglicht Spezialisierungsgewinne und induziert technologische Neuerungen: neue Produktionsverfahren ebenso wie neue Produkte. Sie steigert die Produktivität der Arbeit und bewirkt unter sonst gleichen Umständen einen Anstieg im realen Pro-Kopf-Einkommen – Smiths Maß für gesellschaftlichen Reichtum. Arbeitsteilung ist für ihn gleichbedeutend mit ökonomischem Fortschritt schlechthin. Wie sie fördern?

Die gesellschaftliche Teilung der Arbeit wird von der Größe des Marktes beschränkt. Der erste und wichtigste Schritt zu dessen Ausweitung besteht im Abbau von Handelshemmnissen aller Art – Freihandel lautet die Devise. Sodann hängt die Größe des Marktes aufs engste mit der Güte des Kommunikations- und Transportsystems zusammen. Die Bereitstellung einer funktionstüchtigen Infrastruktur (Straßen, schiffbare Flüsse, Hafenanlagen etc.) ist im wesentlichen Aufgabe des Staates und weist ihn als bedeutenden ökonomischen Akteur aus. Das Wachstum der Märkte ist schließlich direkt abhängig von der privaten Kapitalakkumulation. Deren Bestimmungsgründe sind ein Hauptthema des *WN*. Da die Akkumulation Smith zufolge dominant aus Profiten gespeist wird, konzentriert sich seine Aufmerksamkeit auf die langfristige Entwicklung der Einkommensverteilung. Das Interesse an der Verteilungsfrage im allgemeinen und an der säkularen Tendenz der

Profiträte im besonderen teilen mit Smith zahlreiche seiner Nachfolger, darunter David Ricardo (1772–1823) und Karl Marx (1818–1883). Einige unter ihnen, zumal Marx, vertreten wie er die These, daß die Profiträte auf lange Sicht, bei Fortgang der Kapitalakkumulation, zu fallen tendieren.

Wie wirkt sich nun die zunehmende Arbeitsteilung auf die Klasse der Arbeiter aus? Smith sieht überwiegend Vorteile. Die Gefahr technologischer Arbeitslosigkeit infolge des Anstiegs der Arbeitsproduktivität, wie sie von einigen Autoren vor und zahlreichen nach ihm ausgemacht worden ist, existiert seiner Auffassung nach nicht. Da die Zunahme der Arbeitsteilung eine Expansion der Märkte zur Voraussetzung hat, ist für die Absorption des wachsenden Produkts gesorgt. Auftretende Freisetzungen von Arbeitskräften werden von der akkumulationsgetriebenen Mengendynamik mehr als kompensiert. Die Nachfrage nach Arbeitskräften steigt und mit ihr die Löhne, zeitverzögert auch das Arbeitsangebot. Über die längerfristige Lohnentwicklung entscheidet das Wachstum des Kapitalstocks relativ zu demjenigen der Arbeitsbevölkerung. Je innovativer eine Ökonomie, je schneller sie expandiert, desto größer die Lohnzuwachsraten. „Nicht die aktuelle Größe, sondern die kontinuierliche Zunahme des nationalen Wohlstands bietet Gelegenheit für ein Steigen der Arbeitslöhne.“ Der Wohlstand aber wächst dort am schnellsten, wo der Gewerbefleiß ungehemmt Früchte tragen kann und das Privateigentum gesichert ist. Höhere Löhne wiederum sind nicht nur gut für die Arbeiter, sondern auch für die Kapitaleigner und letztlich für die Gesellschaft insgesamt, da der besser bezahlte Arbeiter im Normalfall bereit und in der Lage ist, besser und genauer zu arbeiten: „Wo die Löhne hoch sind, begegnen wir immer auch den aktiveren, sorgfältigeren und schnelleren Arbeitern als dort, wo sie niedrig sind“.

Smith zufolge droht nur von einer Seite her Gefahr: der dequalifizierenden Wirkung der Arbeitsteilung. Wer sein gesamtes Arbeitsleben damit verbringe, einige einfache Handgriffe zu verrichten, werde so „stumpfsinnig und unwissend“, wie es für eine menschliche Kreatur nur möglich ist. Er werde außerstande gesetzt, seinen normalen bürgerlichen Pflichten nachzukommen und, schlimmer noch, sein Land im Kriegsfall zu verteidigen. „Dies ist der Zustand, in den in jeder fortgeschrittenen und zivilisierten Gesellschaft der Großteil des Volkes fallen wird, es sei denn, die Regierung trifft Vorkehrungen, dies zu verhindern“, wozu Smith dringend rät. Er tritt für die öffentliche Finanzierung einer Elementarausbildung der Kinder von Arbeiterfamilien ein.

Smiths Antwort auf die Frage nach dem Los der Arbeiter im „System der natürlichen Freiheit“ lautet daher: zwar wird ihnen, wie in anderen Systemen auch, ein Teil des Ertrags ihrer Arbeit vorenthalten; von diesem Teil wird indes relativ mehr der Akkumulation zugeführt, als es in anderen Systemen der Fall ist. Entsprechend schneller wächst das Gesamtprodukt, und an diesem Wachstum partizipieren auch die Lohnarbeiter: „Es ist immense Vervielfachung der Produktion all der verschiedenen Produktionszweige infolge der Arbeitsteilung, die in

einer gut regierten Gesellschaft zu allgemeinem Wohlstand führt, der bis in die untersten Schichten des Volkes reicht.“ Kurz gesagt: Den Angehörigen der Arbeiterschaft geht es im Durchschnitt schlechter als den Angehörigen der anderen Klassen, aber unter den Bedingungen einer „liberalen Ordnung von Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit“ besser als in allen vergleichbaren Wirtschafts- und Gesellschaftssystemen. Mit der materiellen Besserstellung eröffnet sich ihnen zugleich die Chance einer allmählichen Verfeinerung der Lebensart und Sublimierung der moralischen Empfindungen – eine Chance, die in anderen Gesellschaften einer kleinen Kaste privilegierter Aristokraten und Kirchenmänner sowie deren Entourage vorbehalten ist. Die Selbstsucht und Habgier der Besitzenden erweist sich so als Quelle gesellschaftlichen Fortschritts.

V

In ungezählten Darstellungen wird Smith als doktrinärer Vertreter des *Laissez-faire* gezeichnet. Zu Unrecht, wie bereits den bisherigen Ausführungen zu entnehmen ist. Seine heftige Kritik an zahlreichen Staatseingriffen und sein emphatisch vorgetragenes Plädoyer zugunsten der Ausdehnung individueller Freiheitsspielräume in Wirtschaft und Gesellschaft darf nicht den Blick dafür verstellen, daß er ein weites Feld für staatliche Aktivität sah, das abhängig von den jeweiligen historischen Bedingungen zu definieren ist. Smiths Kritik richtet sich nicht gegen Staatsinterventionen schlechthin, sondern gegen von ihm für schädlich gehaltene Interventionen.

Grundsätzlich habe der Staat nur solche Aufgaben zu übernehmen, die von den Privaten entweder nicht oder nur weniger effektiv wahrgenommen werden können. Der Souverän, lautet eine berühmte Passage, habe sich aller Pflichten zu entledigen, „zu deren angemessener Erfüllung keine menschliche Weisheit und kein Wissen je ausreichen könnten – der Pflichten nämlich, den Fleiß der Privatpersonen zu überwachen und ihn in jene Beschäftigungszweige zu lenken, die den Interessen der Gesellschaft am förderlichsten sind“. Im allgemeinen löse der Markt das Allokationsproblem weit besser, und der Wettbewerb sei überdies ein probates Mittel zur Beschränkung individueller Macht. Nur dort, wo der Markt versage, wie bei gewissen öffentlichen Arbeiten und gegebenenfalls bestehenden Tendenzen zur Monopolbildung, seien Staatseingriffe gerechtfertigt.

Eine wichtige Aufgabe der Regierung bestehe darin, alle bestehenden Hindernisse eines reibungslosen Funktionierens der Ökonomie aufzuspüren und zu beseitigen. Dazu zählen anreiz- und leistungshemmende Regulierungen und Institutionen aller Art: einzelnen Mitgliedern oder Gruppen der Gesellschaft eingeräumte Privilegien ebenso wie anderen gegenüber verfügte Diskriminierungen, staatliche Monopole ebenso wie tarifäre und nicht-tarifäre Handelshemmnisse, usw. Diese seien durch institutionelle Arrangements zu ersetzen, die nicht im Widerspruch, sondern im Einklang mit den Motiven und Interessen der

Bürger stehen. „Auf dem großen Schachbrett der menschlichen Gesellschaft besitzt jede Figur ihr eigenes Bewegungsgesetz, welches sich grundlegend von dem unterscheiden kann, das der Gesetzgeber ihr aufzwingen will. Wenn die beiden Gesetze zusammenfallen und in die gleiche Richtung wirken, verläuft das Spiel der menschlichen Gesellschaft leicht und harmonisch und ist aller Wahrscheinlichkeit nach glücklich und erfolgreich. Wirken sie einander entgegen oder sind unterschiedlich, so verläuft das Spiel schlecht und die Gesellschaft befindet sich allzeit in einem Zustand größter Unordnung.“ Tatsächlich seien, wie der Zollkommissar Smith am Beispiel des Schmuggels zu erläutern wußte, nicht selten die geltenden Gesetze und Vorschriften verantwortlich dafür, daß jemand in der Verfolgung seiner nicht unbilligen Interessen zum Verbrecher werde.

Die Liste der von Smith für legitim erachteten Staatseingriffe ist lang. Sie reicht von der Regulierung des Bankgeschäfts und Kontrolle des Zinssatzes über steuerpolitische Maßnahmen zur Eindämmung des Alkoholkonsums bis hin zur öffentlichen Förderung von Kunst, Kultur und Unterhaltung. Der „unsichtbaren Hand“ ist unübersehbar eine sichtbare zur Seite gestellt. Als allgemeiner Grundsatz habe zu gelten: „Jener Gebrauch der natürlichen Freiheit durch einige wenige Individuen, welcher die Sicherheit der ganzen Gesellschaft gefährden könnte, wird zu Recht durch die Gesetze einer jeglichen Regierung beschränkt – der freiesten ebenso wie der willkürlichsten“.

Literatur

Kurz, H. D. (Hrsg.), Adam Smith (1723–1790), Ein Werk und seine Wirkungsgeschichte, Marburg 1990, Metropolis-Verlag
Streminger, G., Adam Smith, Rowohlt Monographie, Reinbek 1989, Rowohlt Verlag